

Weihnachtsapéro der „Freunde des Grubenmann-Museums“, 8. 12. 2015

Ludwig Hasler

APPETIT AUF ZUKUNFT

Inklusive: Wie Hans Ulrich Grubenmann uns dabei leiten könnte

Die Zukunft kennen die Götter. Sagt man. Und wir Menschen? Haben bestenfalls eine blasse Ahnung. Darum beginne ich – um mich auf dem weiten diffusen Feld der Zukunft nicht zu verlieren – mit drei Vorbemerkungen.

Vorbemerkung 1. Wer Zukunft will, muss mit ihr zusammenarbeiten.

Zukunft verhält sich ähnlich wie das Glück. Wer das Glück direkt verfolgt, verpasst es am sichersten. Was können Sie stattdessen tun? Sie können sich in eine so attraktive Verfassung bringen, dass das Glück, wenn es zufällig mal durch die Gegend streift, Sie nicht übersieht. Dass es vielmehr auf Sie aufmerksam wird, dass es denkt, Donnerweiter, diese Appenzellerinnen, da schau an, mit denen liesse sich sicher etwas Vergnügtes, Überraschendes anfangen. Mit allen andern, mit den Langweiligen und Stockbraven und Einfältigen, hat das Glück nichts im Sinn. Nicht weil es schnöd wäre, sondern weil es aus Erfahrung weiss, dass mit diesen Typen niemals etwas Fruchtbare zustande kommt.

Ganz ähnlich läuft das mit der Zukunft. Da wir sie nicht kennen, ist es sinnlos, uns auf einen einzigen Schlüssel, eine einzige Kompetenz zu kaprizieren, von der wir grad glauben, sie sichere uns das Überleben. Wir

müssen uns polyvalent präparieren, ein bisschen so wie die Natur, von der Konrad Lorenz, der Verhaltensforscher, sagte, sie „arbeite auf Pfus“h. Auf Pfus h heisst, sie lässt sich auf vieles ein, sie probiert das und jenes aus, auch wenn wenig dafür spricht, dass sich das rechnet, aber in fünfzehn Jahren kann die Geschichte eine Wendung genommen haben, da ist dann akkurat diese Kompetenz der Schlüssel. Trial und Error, siehe Charles Darwin. Interessieren Sie sich für tausend Dinge, die nicht nur für morgen taugen: Dann interessiert sich die Zukunft für Sie.

Vorbemerkung 2. Wer Zukunft will, braucht Herkunft.

Das kann man laut sagen. Nicht nur an Schwingfesten. Auch hier im Museum. Wir müssen pflegen, woher wir kommen, unsere Tradition wach halten. Das tun Sie hier mit diesem frischen Grubenmann-Museum, das soeben als eines schönen im Land ausgezeichnet wurde. Doch wir sind wohl einig: Bei allem Konservieren und Kuratieren von Grubenmanns Wirken und Wirkung sollte massgeblich das Ziel sein, Grubenmanns „Geist“ in die Gegenwart zu retten – als Einstellung zur Zukunft fruchtbar zu machen: als Aufforderung zu mehr Schöpferlaune, als Haltung, die Welt erneut zu verstehen als Wille und Vorstellung. Was das konkret bedeutet, will ich später ausführen (siehe unten Kapitel II, Seite 7 ff).

Als Vorbemerkung muss der allgemeine Hinweis genügen: Bei allem Respekt sollten wir die Herkunft nicht wie eine Preziose hüten und feiern, eher wie einen prächtigen Wurzelstock schätzen. Ohne kräftigen Wurzelstock wächst nichts in den Himmel, das verstehen auch Nicht-Botaniker, doch eben darum ist auch klar, dass ein Wurzelstock nicht als Wert für sich abgefeiert gehört, sondern daran zu messen ist, was oben ausschießt, blüht, fruchtet. Als CH-Sippe neigen wir derzeit – weil die

Aussichten eher dunkel gemalt werden – zu Retro-Gottesdiensten; darauf opfern wir alten Heldentaten und überirdischen Idealen wie Unabhängigkeit. Das wäre weiter nicht problematisch, nähmen wir damit der Herkunft nicht just ihre Kraft zur Gestaltung der Zukunft. Indem wir sie wie sakrosankte Reliquien behandeln, trauen wir ihnen nichts zu – ausser zu sein, wie sie mal waren. Zukunft indes braucht einen Wurzelstock, der nicht nur in alten Verhältnissen in seinem Element ist.

Vorbemerkung 3. Wer Zukunft will, darf nicht schwarzmalen.

Momentan verliert Zukunft massiv an Popularität. Karl Valentin bekommt recht: Die Zukunft ist auch nicht mehr, was sie einmal war. Noch vor 50 Jahren klang Zukunft wie eine Hymne an unerhörte Veränderungen. Heute taucht gleich die Drohkulisse auf: Klimawandel, Finanzkrisen, Kriege um Ressourcen. Sogar James Bond, über Jahrzehnte ein Herold fantastischer Veränderungen, macht auf Gefühl und Moral. Zukunft ängstigt ihn mehr als sie ihn anspornt. War er sonst unanfechtbar erfüllt vom Glauben an Technik und Kapitalismus, macht er sich heute Sorgen, was aus dieser kaputten Welt werden soll. Und beschäftigt sich mit seinen familiären Traumata.

In der Schweiz hat die Zukunft ein spezielles Handicap. Ihr ewiger Rivale – die Gegenwart – sticht sie aus. Weil es uns so fabelhaft geht, wollen wir das Leben, das wir haben, behalten, basta. Wir wollen alles, bloss keine Veränderung. Veränderung bringt Ärger. Also wollen wir eigentlich gar keine Zukunft, sondern Fristerstreckung für die Gegenwart. Status quo konservieren. Vollkommen plausibel: Wer viel hat, fürchtet, mit jeder Veränderung verliere er nur. Und schwer riskant: Jeder konservierte Status quo rostet oder fault absehbar, während die Zukunft an uns vorbei läuft.

Schluss mit Vorbemerkungen. Zur Sache: Appetit auf Zukunft. Mit einiger Systematik – in drei Runden: 1. Wozu überhaupt Zukunft? Die Ambivalenz des Fortschritts. 2. Wer bringt uns Zukunft? Der Typ für Innovation. 3. Wie gelingt Zukunft ? Die Mentalität des Wandels.

I. Wozu überhaupt Zukunft? Die Ambivalenz des Fortschritts.

Zukunft ist nichts für Spiessbürger, soviel ist klar. Ich kann es auch mit Albert Einstein sagen: „Ohne Ordnung kann nichts bestehen, ohne Chaos aber kann nichts entstehen.“ Innovation wollen heisst: Wollen, dass etwas entsteht – also auch das Chaos wollen? Was Innovation (erneuern) konkret auch immer bedeutet, sie ergibt sich nie linear (stringent planen, geradlinig handeln), eher fraktal (finden statt suchen) aus dem Tohuwabohu – wie die allererste Innovation: Entsprang die Welt verständigem Diskurs? Dem Urknall. Der Herr liess es krachen – und seither hat alle Entwicklung einen Knall, einen Sprung, Neues passiert eher, wo nicht alle Tassen im Schrank sind, mit einer Prise Unberechenbarkeit. So dass die Frage nach Innovation zur verflixten Frage wird nach der Planbarkeit des Unplanbaren.

Aber müssen wir überhaupt permanent auf Innovation aus sein? Gibt es ohne sie keine Zukunft? Kommen wir nie zur Ruhe? Müssen wir immerzu schrauben, ändern, neuern? Statt zu sagen: Okay, es reicht. Wir haben es prima mit unseren Smartphones, intelligenten Kühlschränken, Offroadern, Nanotech-Skijacken. Was spricht gegen Stillstand auf diesem feudalen Niveau? Wozu brauchen wir immerzu Neues? Zwei Antworten: 1. Weil es immer besser wird. 2. Weil es immer schlimmer wird.

Antwort 1. Weil es immer besser werden kann, erneuern wir die Welt immer gründlicher – und schneller. Die Moderne ist eine einzige Geschichte der Beschleunigung. Der Wandel, die alleinige Konstante, abgelutscht, aber wahr: Wo vor 2000 Jahren ein Wald war und vor 1000 Jahren ein Feld und vor 500 Jahren ein Haus stand, lag vor 150 Jahren eine Weberei, vor 75 Jahren ein Bahnhof, vor 25 Jahren eine Chemiefabrik, steht heute der Europa-Sitz von Google, und was in zehn Jahren dort stehen wird, weiss keiner, vielleicht ein Gentech-Labor fürs Glück ... Stets ging und geht es um mehr Freiheit, um Abschaffung des Schicksals, um Erlösung aus Abhängigkeit (Natur, Armut, Mühsal), um Steigerung menschlicher Macht, Kontrolle. So weit die erste Antwort.

Antwort 2 (auf die Frage: Was spricht gegen Stillstand im feudalen Status quo?): Dass der Status quo immer schlimmer wird. Wir wollen stets ein Schicksal abschaffen (z.B. frühe Sterblichkeit) und erschaffen damit stets ein neues (z.B. Demenz). Das liegt an der Dialektik des Fortschritts: Alles wird stets besser, also schlimmer. Praktisch jede prima Innovation hat nach geraumer Zeit den Lack ab. Beispiel Automobil: tolle Innovation für individuelle Freiheit – und steuert direkt in den Stau. Folglich ist erneute Innovation gefragt (Struktur, Technik, Steuerung).

Die Mobilität zeigt diese Dialektik anschaulich. 4. Oktober 1958, London, Heathrow, Airport mit Baracken. Start Comet 4, erster Passagier-Jet mit Düsenantrieb über den Atlantik. Höhepunkt technischer Innovation, schneller, komfortabler. Luxus für Passagiere: Hummer, Fasan, Rinderlende, zum Dessert 6 Sorten Whisky, Zigarren. Es galt, die Erdschwere der 50er Jahre zu überwinden. Jules Verne mit seinen Utopien der Technik schien real. Heute, 45 Jahre danach, ist Fliegen demokratisiert, verbilligt, entzaubert. Jeder war schon fast überall, alle

stehen sich im Weg, wir riskieren Thrombosen in engen Sitzreihen, von Fasan & Whisky zu schweigen. Jetzt ist Innovation gefragt: Luxus neu definieren (Raum, Ruhe), Komfort eher retro (Schiff, Bahn)? Technik digitalisieren, individualisieren?

Ob Sie mehr zu Antwort 1 oder 2 neigen: Innovation muss sein. So dass wir zurück sind bei der Frage wie. Dass das Neue nicht geradeaus planbar ist, sagte ich schon. Ich meine damit, dass bei jeder Innovation der Funke Unberechenbarkeit zumindest mitspielt. Wo also springt dieser Funke? Funkt er zufällig? Na ja, es hat sich ja herum gesprochen: Der Zufall, wenn es ihn denn gibt, wirkt nicht blind: Was mit der Innovation Neues zufällt und wem es zufällt, das ist nie ganz zufällig. Über dieses Nicht-Zufällige am Zufall von Innovation will ich ein paar Worte wechseln.

II. Wer bringt Zukunft? Der Typ für Innovation

Mit Zukunft müssen wir zusammenarbeiten, wie gesagt. Doch mit wem will Zukunft zusammenarbeiten? Mit top Ausgebildeten? Machen wir darum so ein Theater um Fachkompetenzen? Bringen sie uns Zukunft? Führt uns das Wissen ins Futur? Kaum. Wissen ist ein Kind der Vergangenheit. Wissen ist Wissen, gerade weil es von gestern ist. Zukunft entsteht aus dem, was wir noch nicht wissen, aus der Lücke im Wissen. Diese Lücke produktiv zu machen, das wäre Innovation. Dazu braucht es Charakter, Leidenschaft, Intuition.

Paradefall Thomas Edison. Hatte er einen Bachelor? Er ging zwei kurze Wochen zur Schule, überdies war er nahezu taub. Er selbst hielt diese

Bildungsbiografie für ideal; sie habe ihn davor geschützt, Theorien anderer zu glauben. Er glaubte nur, was er selber testete: für die Glühbirne Zehntausende von Materialien – bis er auf die verkohlte Bambusfaser als Glühfaden stiess. Das „Glück des Erfindens“ werde übersehen, „weil es in einem Overall steckt und nach Arbeit riecht“. Edison elektrifizierte Städte, verbesserte Telegraf & Telefon, brachte die erste aufladbare Batterie auf den Markt ... Er starb 1931, erschöpft, mit 81 Jahren.

Der Typ für Innovation kann das Wissen, das er schafft, nicht aus dem Wissen gewinnen, das er hat. Woher dann? Bei Edison ist es die Arbeitswut und geniale Findungskraft. Die entscheidende Antriebskraft aber war der unbedingte Wille, aus dem Dreck heraus zu kommen, aus der Dunkelheit in der irdischen Grube (Grubenmann!). Wir vergessen leicht, dass bis vor kurzem alle (sofern sie nicht grad König oder Papst oder Sultan waren) am selben Ort geboren wurden, nämlich im Dreck, und da starben sie auch, nach kurzem Aufenthalt. Die meisten fanden sich jederzeit damit ab (oder waren zu faul, sich dagegen etwas einfallen zu lassen). Einzig der Typ für Innovation, diese spesies rara, lehnt sich auf gegen die Misere im Leben, das er vorfindet, er will das bessere, hellere, leichtere Leben, also unternimmt er, was er kann, gegen das Finstere, Schwere, Bedrückende.

Wie Hans Ulrich Grubenmann, der geniale Barockarchitekt. Wer an die Brücke denkt, die er 1758 über den Rhein bei Schaffhausen spannte, 119 Meter ohne eine einzige Stütze, denkt vielleicht: Respekt, tolle Statik, prima Ingenieur. Stimmt. Nur – nichts Neues beginnt mit ausgeklügelter Statik, nichts Zukunftweisendes beginnt mit gelehrten Methoden. Am Anfang aller Innovation wirkt ein Wille, eine Leidenschaft, eine Vista – im Falle Grubenmann: die Vista einer freigespannten Welt ohne Stützen.

Seine Kirche in Teufen gleicht mehr einem eleganten Festsaal, worin die Sinne in vergnügte Form kommen, die Seele ins Staunen gerät. Das macht das Weitgespannte, das Offene, Lichte, das Säulenfreie, Krückenlose. Es vertreibt uns die Alltagsmickrigkeit, die kleinkarierte Mentalität, die sich überall abstützen will. In Grubenmanns Kirche werden wir frei, beschwingt, gesammelt. Hier ahnen wir, was es bedeuten kann, ein Mensch zu sein, wir fühlen uns aufgerichtet, verstehen kaum noch, wie armselig wir die Tage durchbrachten, gefangen in Verrichtungen, kleinen Sorgen, engherzigen Begierden.

Grubenmanns Architektur kommt mir vor wie eine einzige Dramaturgie zur Hebung des menschlichen Selbstverständnisses: mehr Stolz, mehr Schwung, mehr Beschwingtheit. Wer diese Kirche betritt, hört auf, ein Trampel zu sein, nimmt Haltung an, äusserlich wie innerlich. Sursum corda. Empor die Herzen. Wir atmen durch. Der Geist wird frei.

Natürlich geht das nicht ohne technische Raffinesse. Nicht ohne die phänomenalen Längsrechtecke, nicht ohne die Struktur der Decke, die im Mittelfeld flach ist, also nicht schnurstracks in Überirdische weist, sondern sehr weltlich ruht, an den Rändern aber über Hohlkehlen von den Wänden abgehoben ist usw. Es gibt reichlich technische, handwerkliche Details zu bewundern. Doch am Anfang jeder Grosstat steht nicht eine Technik, sondern eine Haltung. Auch bei Grubenmann. Unter Zimmerleuten und Brückenbauern war seit langem bekannt, dass man die Kraft der Balken verstärkt, wenn mehrere durch Verzahnung übereinander gefügt werden. Grubenmann hat diese Methode perfektioniert, nicht erfunden. Was ihn auszeichnet, was ihn einzig macht, ist sein ganz unprovinzieller Elan, sein Wille zum Grossgespannten, zum Leichten, Schwebenden. Darin wirkt ein bestimmtes Verhältnis zur Welt – nach der Maxime: Das kann es doch nicht

schon gewesen sein, was die Väter uns übergaben, diese vierschrotigen Brücken, diese düsteren Kirchen, diese muffigen Häuser. Grubenmann wollte weg vom Stickigen, Schwerfälligen, Stützungsbedürftigen. Seine wegweisenden Bauten beginnen mit seiner Feindschaft gegen das Plumpe, Festsitzende, Verhockte.

Grubenmann, der Prototyp eines Typs für Innovation. Nicht nur erneuerte er die Bauweise, nicht nur schob er die Architektur an, hin zu einer eleganten Moderne, er brauchte damit auch die menschliche Freiheit auf eine neue Stufe. Brauchen wir Eleganz? Nicht unbedingt. Es geht auch ohne, allerdings dumpfer, ärmer. Grubenmann muss sie gehasst haben, diese erdschollige Trägheit, diese verknorzte Bodenkriecherei. Immanuel Kant, sein philosophischer Zeitgenosse, sagte kurz und bündig: „Von Natur ist der Mensch faul und feige.“ Grubenmann hätte ihm zugestimmt. Kant suchte dem Menschen die angeborene Faulheit und Feigheit mit philosophischem Denken auszutreiben. Grubenmann tat es mit seiner Architektur. Sie richtet sich an die Sinne – und evoziert, woran der Verstand nur appellieren kann: aufrechten Gang, freien Blick, krückenfreies Leben. Mündigkeit.

Damit dürfte klar sein, was den Typ für Zukunft auszeichnet: seine Angefressenheit fürs Bessere. Bleibt die Frage: Lässt sich diese Haltung vielleicht streuen – als Mentalität des Wandels?

III. Wie gelingt Zukunft? Die Mentalität des Wandels

Ich versuche es mit Ödön von Horvath: „Eigentlich bin ich ganz anders, ich komme nur so selten dazu.“ Kennen Sie das? Geht es Ihnen auch so? Auch

schon gefragt, warum denn? Weil es mühsam ist, häufiger dazu zu kommen, wie ich eigentlich bin? Oder weil es riskant ist?

Wie war das für Hans Ulrich Grubenmann? Keine Ahnung. Wahrscheinlich wäre er prima über die Runden gekommen, hätte er sich auf traditionelle Heuwagen und Scheunen spezialisiert. Angebot auf Nachfrage, null Risiko. Gesellschaftliche Anerkennung. Er wollte mehr. Brachte ihm Ärger ein. Der Schaffhauser Rat hatte überhaupt kein Verständnis für seine sensationell futuristische Brücke, er wollte etwas Solides, basta, schliesslich musste Grubenmann Simulationsstützen unterstellen, damit der Rat und das Volk im Gefühl der Sicherheit über die Brücke gehen konnten.

Sicherheit wollen die Leute auch heute. Sicherheit vor Zukunft. Kein Risiko, bitte. Dumm nur, dass jede Zukunft ihre riskanten Stellen hat. Ohne Risiko wäre die Menschheitsgeschichte nicht vom Fleck gekommen. Jede Neuerung bringt Gefahren. Schon das Feuer. Wie schnell verbrennt man sich daran die Finger. Verbieten? Dann das Rad. Wie schnell kommt man unter die Räder? Besser kein Rad? Und heute: Lieber keine Nanotechnologie, wenn sie nebst Chancen auch Risiken birgt? Lieber kein Handy, wenn der Elektrosmog schaden kann? Ich wohne in Zollikon, 12 000 Einwohner, alle permanent am Mobile, nur, eine Antenne darf da nicht stehen, zu gefährlich. Eine auffällig schizophrene Haltung, will alles nutzen, nichts riskieren. Das Höchstrisiko für Zukunft aber heisst: Nichts riskieren. Damit unterschreiben wir den Verzicht auf Zukunft.

Wir sind keine vom Himmel gefallenen Engel, eher Spätausläufer des Affen, die Evolutionsleiter hinan stolpernd. Stolpernd, weil wir keine Übersicht haben. Bleibt uns nur: Trial & Error. Wie den Schwalben. Die hatten nicht mit der Technik gerechnet, sie „badeten“ gern auf staubigen Strassen,

plötzlich kreuzten Autos auf, so schnell, dass die Schwalben nicht fliehen konnten, massenhaft überfahren wurden. Doch sie reagierten. Sie verkürzten ihre Flügellänge, nur ein paar Millimeter, genug, um schneller abfliegen zu können. Zukunft haben heisst: sich verändern.

Wir halten es eher wie die Steinböcke. Wenn Bär und Wolf eine Zeitlang ausbleiben, steigen sie von ihrem unwirtlich felsigen Gelände hinunter in die Wälder, da ist es gemütlicher, da gibt es üppig zu futtern. Sie vernachlässigen ihr Klettertraining, fühlen sich wie liebliche Rehe. Nur wenn dann der Wolf, der Bär mal zurück ist, dann sind sie deren hilflose Beute. Weil sie als Rehe schlicht zu langsam sind. Könnte auch uns passieren. Wobei in unserem Fall der Bär, der Wolf nicht zurück kommen muss, es reicht, dass sie – in Polen, in Korea – wirtschaftlich und technisch vorwärts machen, uns abhängen. Zukunft ist – wie in der Evolution – eine Sache des Wettbewerbs. Entweder wir werden besser – oder andere werden besser als wir. Gemütlich tönt das nicht. Aber können wir die Bedingungen wählen, unter denen wir zur Zukunft antreten?

Vielleicht verstehen wir uns leichter, wenn ich ein kulturelles Muster wähle. Zum Beispiel: die Zukunft und das Drama. Da ich in einem sinnlich barocken Katholizismus aufgewachsen bin, fasse ich die Gesellschaft gerne unter dramaturgischen Aspekten. Als Welttheater. Auf dem Theater bedeutet Zukunft schlicht: dass es weiter geht. Im besten Falle: dass es dramatisch weiter geht. Also variantenreich und krass. Was aber ist dafür die Bedingung? Dass wir die Spannungen nicht ausbügeln, dass wir die Ungereimtheiten nicht aushebeln. Wäre nämlich mal alles in Butter auf der Bühne, wäre auch alles am Ende. Vorhang. Aus & Amen. Null Zukunft.

Ich frage nach der Mentalität des Wandels. Natürlich kommt die vor. Hier im Museum, hab ich grad wahrgenommen. Gesellschaftlich dominant aber ist eine Mentalität, die sich nach Perfektion sehnt. Der Selbstschon-Typ. Schaut zu sich, Glücksritter seiner selbst, fit wie ein Turnschuh, stromlinienförmig, unauffällig, humorfrei, korrekt ... Diesen Typus favorisiert die Gesellschaft: Sogar Skitrainer werden entlassen, weil sie abends an der Bar ein Bier zu viel trinken! Gewünscht: Spiesser, Streber, Pflichterfüller. Innovativ unbrauchbar. Dazu braucht es freie Köpfe, rebellische Geister, Leute, die sich mit den bestehenden Verhältnissen nicht zufrieden geben. Originelle. Unorthodoxe. Masslose.

Puschen wir die Falschen? Die Bescheidenen, Braven, die mit den Kindern in den Zoo gehen, sich mit dem Gartenschlauch in der Hand fotografieren lassen. Prima. Aber innovativ taugen eher Angefressene. Typen, die sich von riskanten Theorien verführen lassen – wie von verbotenen Freuden und Gelüsten. Typen, die den Funken Unberechenbarkeit in ihrem eigenen Leben kennen. Die eine Leidenschaft kennen und wissen, was ein Kater ist.

Der Appetit auf Zukunft wächst mit dem Unbehagen am Status quo, nicht mit der Zufriedenheit in ihm. Er braucht eine Mentalität, die mehr will, als sie hat, sie will mehr Durchblick, mehr Komfort, mehr Glück. Da Zukunft jedoch, wie gesagt, nicht direkt verfolgt werden kann, muss diese Mentalität den glücklichen Zufall provozieren, indem sie nicht stur auf ihr Ziel zusteuert, sondern abschweift, den Kopf durchlüftet, die Sinne unterhält. Einstein zum Beispiel spielte Geige, wenn er nicht mehr weiter wusste. Archimedes ging baden – und fand sein famoses Gesetz. Dr. Alexander Spengler ging wandern – und entdeckte die erste Therapie der Tuberkulose. Seit Jahren hatte er seine Praxis voller Lungenkranker, er konnte nichts tun. Er wanderte mal über die Bündner Höhen, sah, wie

Bauern das Fleisch an die Luft hängen – da schlug der Geistesblitz ein: Wenn diese Höhenluft das Fleisch so famos trocknet (Bündnerfleisch!), dann trocknet sie wohl auch die nassen Lungen meiner Patienten! Das war die Geburtsstunde des Zauberberg-Business.

Innovation kommt nebenher. Beim Fiedeln, Baden, Wandern schlägt der Geistesblitz ein? Innovation als unbefleckte Empfängnis? Na ja, der Blitz schlägt nicht bei jedem ein. Alle drei hatten sich seit Jahren in ihr Problem verbissen, auch der Dr. Spengler, sonst hätte er, Bündnerfleisch vor Augen, nichts als Appetit gekriegt, keine zündende Idee. Alle drei gingen heftig schwanger mit dem Problem. Die Geburt aber passierte scheinbar zufällig. Alle drei fanden die Lösung nicht auf direktem Weg, nicht beim Geradeaus-Forschen & Direttissimaplanen, sondern indirekt, als sie mal Pause machten vom angestregten Fixiertsein aufs Problem, ihre Antennen ausfahren in ganz unmethodische Gegenden, empfänglich wurden fürs Unplanbare.

Zukunft zwischen Zufall und Innovation, das wäre eine stattliche Geschichte. Wie entdeckte Kolumbus Amerika? Er suchte eine neue Durchfahrt nach Indien – und verfuhr sich. Wie fand Alexander Fleming das Penicillin? 1928 experimentierte er ziellos mit Bakterienkulturen (Staphylokokken), warf eine verunreinigte Probe weg und fuhr in den Urlaub. Als er zurück kam, sah er: Wo der Schimmelpilz ansetzte, gingen Bakterien ein. Voilà, der Anfang vom Ende der Infektionskrankheiten.

Kann man das lehren, lernen? Nicht wirklich, jedenfalls nicht als beherrschbare Methode. Jedoch üben? Sicher. Geige spielen. Die Kunst des Nebenher. Kopf spazieren führen. Hirn füttern. Das Hirn ist, was es isst. Füttern wir es ausschliesslich mit fachlich einschlägigen Stoffen, tickt es im 4/4 Takt. Verblüffen wir es mit Musik, Poesie, Fantasie, setzt es zu

Pirouetten an, bewegt sich in Synkopen. Ist das schon das Training in Zukunftslust? Klar. Wo springt der Funke des Neuen? Am liebsten zwischen den Disziplinen. Zwischen den „zwei Kulturen“, zwischen Geist und Technik, zwischen Kunst und Wissenschaft – wie bei Grubenmann: zwischen handwerklichem Statikwissen und existenzieller Ästhetik. Der rein analytische Verstand schafft das nie. Die zündende Idee stellt sich intuitiv ein, nicht methodisch. Die Mentalität für Zukunft ist – bei allen fachlichen Kompetenzen – im Kern künstlerisch gestimmt. Wie bringt und hält sie sich in Stimmung? Am sichersten in Hallen der Kunst. Wie in diesem Grubenmann Museum.

Grubenmann Museum.doc

lhasler@duebinet.ch